

HERA LIND

Wenn nur dein Lächeln bleibt
Die Frau, die zu sehr liebte

*Zwei Romane
nach wahren
Geschichten*

Weltbild

Hera Lind

Wenn nur dein Lächeln bleibt
Die Frau, die zu sehr liebte

Hera Lind studierte Germanistik, Musik und Theologie und war Sangerin, bevor sie mit zahlreichen Romanen sensationellen Erfolg hatte. Seit einigen Jahren schreibt sie ausschließlich Tatsachenromane, ein Genre, das zu ihrem Markenzeichen geworden ist. Mit diesen Romanen erobert sie immer wieder die SPIEGEL-Bestsellerliste. Hera Lind lebt mit ihrer Familie in Salzburg.

Hera Lind

Wenn nur dein
Lächeln bleibt

Die Frau,
die zu sehr liebte

2 Romane in 1 Band

Weltbild

Vorbemerkung

Dieses Buch erhebt keinen Faktizitätsanspruch. Es basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte. Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerks gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbstständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist.

Für alle Leser erkennbar erschöpft sich der Text nicht in einer reportagehaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel der Autorin mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt. Sie lässt bewusst Grenzen verschwimmen.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Wenn nur dein Lächeln bleibt

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Die Frau, die zu sehr liebte

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Zitatnachweis S. 328/329:

Erich Kästner, *Sachliche Romanze aus: Lärm im Spiegel*. © Atrium Verlag,
Zürich 1929 und Thomas Kästner (ISBN 978-3-85535-398-9)

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Trevillion
Images (© Susan Fox) und iStock (© GCShutter)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-98507-456-3

Hera Lind

Wenn nur dein Lächeln bleibt

Roman nach der wahren Geschichte
einer Mutter, die niemals aufgab

Weltbild

»*Nebenan ist kein Platz mehr.* Sie müssen schon mit diesem Zimmer hier vorlieb nehmen. Meine Damen, hier kommt noch jemand, also zusammenrücken, wir stellen eine weitere Liege rein.«

Die Schwester in dieser Geburtsklinik in Halle an der Saale hatte einen dermaßen militärischen Ton drauf, dass ich unwillkürlich die Hacken zusammenschlug.

Die zwei Hochschwangeren, die in dieser winzigen Kemenate bereits der Geburt harrten, starrten mich feindselig an. Es war ein dunkles, grün gekacheltes Kämmerchen mit einem vergitterten Fenster, hinter dem ein dürrer Baum mit kahlen Ästen vor sich hin zitterte.

»Nun machen Sie schon, rutschen Sie gefälligst zusammen, wir sind schließlich nicht zum Vergnügen hier!«, schnarrte die Schwester.

Widerwillig kletterte die eine von ihrer Pritsche herunter. Ich half ihr, das sperrige Ding an die Heizung zu schieben.

»Na, du hast uns gerade noch gefehlt!«

»Tut mir echt leid, aber das Kind ist schon vierzehn Tage überfällig, und da wollen sie mich heute hierbehalten.«

»Zwei Wochen drüber? Und? Tut sich nüscht?« Die andere Schwangere saß behäbig wie ein Buddha auf ihrer schmalen Liege und ließ die geschwollenen Beine baumeln. Es roch ziemlich unerträglich in diesem winzigen Verlies. Nach Mäusepippi oder Schlimmerem.

»Nein, aber morgen hängen sie mich an den Wehentropf.«

»Na denn viel Spaß!«

»Ich heiße Angela.« So freundlich wie möglich reichte ich den beiden feindselig gestimmten Walrössern die Hand. Wir waren einander jetzt auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Also, warum nicht gleich friedlich und freundlich sein. So hatte ich es immer gehalten, im Studium und auch im Beruf. Rumgezicke bringt einen schließlich auch nicht weiter. Wir wurden in unserer Deutschen Demokratischen Republik schon genug drangsaliert.

»Elke.«

»Jutta.«

Beide schienen es mir nach wie vor übel zu nehmen, dass ich diese schäbige Krankenzelle mit ihnen teilte. Vielleicht mochten sie auch meine blonden Locken nicht. Von einer guten Figur konnte man in Anbetracht meines hochschwangeren Körpers derzeit nicht sprechen. Aber dass ich früher mal Leistungssportlerin gewesen war, sah man mir durchaus noch an. Als ich den Inhalt meines ordentlich gepackten Klinikköfferchens in das mir zugeteilte Fach des einzigen Spindes räumte, beäugten mich die dauergewellten Landpomeranzen kritisch.

»Ah, die Umstandshose ham wir auch«, ätzte schließlich Jutta, die mit der dunkelbraunen Mähne. »Alles Plaste und Elaste, wa?«

»Feinstes Elastan, fadenziehend bis zum allerletzten Tag! Haste die jetzt auch ohne Unterbrechung angehabt?«, schaltete sich Elke ein.

»Na klar«, sagte ich grinsend. »Was anderes ist modisch ja nicht im Sortiment.«

»Im Westen haben sie so schicke Umstandsmodel!«,

meinte Elke seufzend. »Meine Cousine hat mir total süße Klamotten rübergeschickt! Aber das Paket ist beschlagnahmt worden. Typisch!«

»Vielleicht sind wer sie Morgen schon los.«

»Das will ich doch hoffen! Dass sich eine Schwangerschaft dermaßen in die Länge zieht ... Darf ich meine Zahnbürste hier an den Rand des Waschbeckens legen?«

»Von mir aus. Das Klo ist übrigens auf dem Gang. Das dürfen wir uns mit zwanzig anderen Schwangeren teilen.«

»Ach du liebe Scheiße!«

»Ja, und das kannst du wörtlich nehmen: Die Wöchnerinnen gehen nämlich auch noch drauf. Mit ihren Dammrissen und Kamillespülungen. Na, Prost Mahlzeit!«

»Jutta! Also echt!«

»Stimmt doch! Da kann unsere hübsche Neue ihr feines Näschen rümpfen, so viel sie will!«

»Wir sind hier eben nicht im Westen!« Elke versuchte die Beine anzuziehen, weil ich mein leeres Köfferchen unter ihre Pritsche schob. »Da soll es ja sogar verschiedene Klassen geben! Erste Klasse kriegt sogar n' Einzelzimmer! MIT BAD! Hat meine Cousine gesagt.«

»Ach, den Preis zahlen wir doch alle gern für die Aussicht, schon bald unser Baby in den Armen halten zu dürfen!« Ich lächelte tapfer in den kaputten kleinen Spiegel, der über dem maroden Waschbecken hing.

»Dein Erstes, wa?«

»Ja! Ein absolutes Wunschkind! Und bei Euch?«

»Also ich krieg das Dritte und Elke das Zweite.«

»Oh. Dann habt ihr also schon Erfahrung ...?«

»Ja, aber davon erzählen wir dir lieber nichts, nur so viel:

Es geht alles vorüber. Denk einfach an wat Schönet, wenn du glaubst, du musst eine Melone scheißen.«

»Also Jutta, wirklich!«

»Jetzt erzähl mal, Angela. Hast du einen Mann?«

»Ja!«, schwärmte ich. »Er heißt Bernd und arbeitet in einem großen Chemieunternehmen.«

»Nicht, dass dein Kind chemisch verseucht ist!«, spottete der Trampel Jutta.

»Nein, Blödsinn, mach ihr keine Angst! Und? Habt ihr eine Wohnung?«

»Ja! Sogar eine ganz schicke!« Ich erzählte den beiden Mitwöchnerinnen begeistert von der Dreizimmerwohnung, die der Staat uns werdenden Eltern zur Verfügung gestellt hatte. Plattenbau. Mit eigenem Bad! Nur für uns allein! Sogar einen kleinen Balkon hatte unsere Neubauwohnung. Wenn das kein traumhafter Luxus war! Vorher hatten wir als kinderloses Ehepaar bei meiner Mutter gewohnt. Zu zweit, in einem neun Quadratmeter großen Zimmer, das wir als Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer benutzt hatten. Ohne Bad. Das Klo lag auf halber Treppe und wurde von den anderen Mietern mitbenutzt, auch Kohlen durften wir reichlich schleppen. Unser Baby brachte uns einfach nur Glück!

»Stellt euch vor, Mädels, der Tag an dem ich erfahren habe dass ich schwanger bin, war ausgerechnet Bernds einundzwanzigster Geburtstag!«

»Oh wie süüüüß! Dann hast du aber einen ganz jungen Schnuckel!«

»Na ja, ich bin vier Jahre älter ...«

»Sieht man dir aber nicht an.«

»Ich habe ihm ein paar Babysöckchen und einen winzigen

Strampler auf den Gabentisch gelegt, und da hat er gewusst, dass er Vater wird! Er hat sich dermaßen gefreut, dass er mich durchs ganze Zimmer gewirbelt hat, und dabei ging unsere einzige Blumenvase zu Bruch ... Ich habe Rotz und Wasser geheult. Bernd ist meine ganz große Liebe«, schwärmte ich weiter, um mich von der Trostlosigkeit dieses Krankenhauses abzulenken. »Er hat mich bis zum Eingang gebracht. Leider dürfen werdende Väter ja nicht mit rein.«

»Nee, die Kerle können wir hier echt nicht gebrauchen.« Jutta zog die Nase hoch. »Aber am späten Nachmittag ist hier ...« – sie malte Gänsefüßchen in die Luft und hob ihre Stimme an wie eine Märchentante – »... Vatistunde!«

»Ja«, freute sich Elke. »Wer weiß, ob du deinem Bernd schon morgen euer Kind in die Arme legen kannst.«

»Das wäre schön ... so unvorstellbar schön!« Mir entfuhr ein sehnsüchtiger Seufzer. Ob es ein Junge werden würde? Das würde Bernd so stolz machen! Oder ein Mädchen? Ganz heimlich wünschte ich mir eine kleine Prinzessin! Wir würden sie Anja nennen. Anja klang so sanft, so lieb, so ... engelhaft!

Die Tür flog auf, und eine magere Schwester in einem ausgebleichen Kittel steckte ihren wasserstoffblonden Zottelkopf herein:

»Ist hier die Risikoschwangere?«, bellte sie.

»Ähm, ja ... das bin wohl ich.«

Die anderen beiden Pottwale blieben mucksmäuschenstill. Nur das Quietschen der rostigen Bettgestelle war zu hören, als sie sich auf die Seite drehten und taten, als ginge sie das gar nichts an.

Risikoschwangere. Kein schönes Wort.

Die Schwester schaute durch ihr billiges Brillengestell auf ihr Klemmbrett. »Steißlage, Querlage, ja was denn nun?«

»Zuerst war es eine Steißlage, dann Querlage«, gab ich gehorsam Auskunft. »Morgen soll entschieden werden, ob ein Kaiserschnitt gemacht wird. Ich glaube, das wäre das Beste, denn ich bin schließlich schon zwei Wochen über den Termin ...«

»Na, das haben SIE ja wohl nicht zu bestimmen«, knurrte die Schwester. »Wenn das hier Jede machen wollte! Sie warten schön ab, was die Ärzte sagen!«

»Ja natürlich ...« Das Warten war ich ja nun gewohnt.

»Also, morgen früh sechs Uhr Wehentropf!«

»Jawoll, Schwester«, schnarrte ich zurück, aber da war die Tür hinter dem Drachen schon mit einem lauten Knall zugefallen. Genosse Honnegger an der Wand wackelte leicht mit dem Kopf, so als wollte er sagen: Mädels, reih dich mal schön hinten ein. Du bist hier gar nicht wichtig.

»Hädicke?«

»Ja? Das bin ich.«

Ich hing am Wehentropf. Durch eine dicke Infusionsnadel strömte eine Flüssigkeit in meine Adern, die meinen Körper in den reinsten Hexenkessel verwandelte. Genauso gut hätte man mich an ein mittelalterliches Foltergerät anschließen können. Mit ungeheurer Wucht nahmen mich die Wehen in Minutenabständen in die Zange. Und jedes Mal krampfte sich mein Bauch schmerzhaft zusammen, so als hätte jemand ein glühendes Messer hineingerammt. Mein Baby lag quer. Wenn es nun durch diese grässlichen Kontraktionen auch solche Qualen erlitt? Ich zwang mich, nicht weiter darüber nachzudenken.

»Wieso geht denn hier nichts voran?« Wieder ein anderes Gesicht, wieder eine andere, lieblose, schlecht gelaunte Schwester.

»Das wollte ich gerade Sie fragen!« stöhnte ich schon völlig entkräftet. Ich hatte riesige Schuldgefühle. Warum schaffte ich es nicht, mein Kind endlich auf die Welt zu bringen? Was machte ich nur falsch?

»Sie haben hier überhaupt keine Fragen zu stellen!«

»Bitte, so war das nicht gemeint! Aber ich liege jetzt schon seit acht Stunden hier ... Es ist nicht auszuhalten!«

»Nun stellen Sie sich mal nicht so an! Andere Mütter halten das auch aus!«

»Bitte! Können Sie nicht den Arzt rufen? Ich habe wirklich kein gutes Gefühl!«

»Na das ist ja mal ganz was Neues! Dass uns hier eine sagt, dass Wehen kein gutes Gefühl sind!« Die Schwester stieß ein schnaubendes Lachen aus. »Der Arzt ist im Kreißsaal und hat mindestens noch vier oder fünf Geburten, die vor Ihnen dran sind. Also schön weiteratmen. Und zwischendurch entspannen. So wie Sie das in der Schwangerschaftsgymnastik gelernt haben.«

Sie tätschelte im Davoneilen meinen Arm, an dem der Schlauch hing, durch den mit unendlicher Langsamkeit diese Wehenflüssigkeit tropfte.

Ich halte das nicht länger aus!, hämmerte es in meinem Kopf.

Man hatte mir gesagt, dass Wehen schmerzhaft sind und auch, dass der Wehentropf eine verschärfte Variante darstellt, Folterstufe drei sozusagen. Aber kein Mensch steht das acht Stunden lang ohne Pause durch. Ich war so allein! Wenn wenigstens Bernd hier gewesen wäre! Doch der war »auf Arbeit«, denn so etwas Profanes wie die Geburt des ersten Kindes war noch lange kein Grund, sich frei zu nehmen. Wo kämen wir denn da hin. Wenn das jeder machen wollte.

Die nächste Wehe überrollte mich wie eine Dampfwalze. Sie fuhr mir in die Flanken, bohrte sich in meine Gedärme. Atmen!, beschwor ich mich. Atmen. Tapfer bleiben. Du warst Leistungssportlerin. Du bist oft an deine Grenzen gestoßen. Du hast immer durchgehalten. Du schaffst das. Du bist keine Memme.

Bernd!, dachte ich nur. Bernd, wenn du jetzt hier wärst! Ein- und ausatmen. Im Westen, das hatte mir Elke noch erzählt, durften die Väter dabei sein. Sie hielten ihren Frauen die Hand, tupften ihnen den Schweiß von der Stirn und

sprachen ihnen Mut zu. Ich kniff die Augen zusammen und hielt den Atem an, als mich die nächste Wehe aus dem Tropschier in Stücke reißen wollte. Lenk dich ab! Denk an was Schönes!

Bernd. Mein geliebter, wunderbarer, fürsorglicher Bernd. Allein, wie er das Kinderzimmer eingerichtet hatte! Die entzückende Teddybär-Tapete, die er auf unerklärliche Weise irgendwo erstanden hatte. Die hübschen orangefarbenen Gardinen, die ich genäht hatte. Wie verheißungsvoll die sich im Frühlingswind gebauscht hatten! Die Kommode, die Bernd selbst gezimmert hatte. Die bezaubernde rustikale Holzwiege, ebenfalls Marke Eigenbau. Die Stoffwindeln, die Mutti aus der Kiste unter ihrem Bett hervorgeholt hatte! Jede einzelne davon hatte ich gewaschen und gebügelt, sorgfältig in die Schublade geräumt, zusammen mit den winzigen selbstgestrickten Schühchen, den Straplern und dem Holzpferdchen, das einmal Bernd gehört hatte. Nur einen Teppich hatten wir nicht bekommen. In der ganzen DDR hatte es keinen Teppich zu kaufen gegeben. Noch nicht mal einen winzigen Bettvorleeeeeee ...

Aah! Bitte! Nein! Aufhören! Wieder spürte ich das Messer in meinen Eingeweiden. Warum kam denn keiner? Warum ließen sie mich hier ganz allein? Aus den Augenwinkeln starrte ich auf die Wanduhr, die unbarmherzig langsam tickte. So musste es in der Folterkammer sein. Im Stasi-Gefängnis. Genau so. So machten sie einen weich. Ich wäre zu jeder Falschaussage bereit gewesen. Der große Uhrzeiger maßregelte mich. Er lehrte mich Demut und Geduld, er zwang mich in die Knie. Tick. Zwanzig Minuten nach fünf. Tick. Einundzwanzig Minuten nach fünf.

»Hädicke?«

Nur noch verschwommen nahm ich die Gestalt im Schwesternkittel wahr, die nun in der Tür stand.

»Ja!«, stöhnte ich, »bitte tun Sie was!«

»Na, was tun müssen Sie schon selbst! Wir übernehmen hier nicht das Kinderkriegen!«

»Können Sie mir bitte, bitte ein Schmerzmittel geben?«

»Ich denke gar nicht daran, einfach so mit Volkseigentum um mich zu werfen! Was glauben Sie, welchen Ärger ich da kriege! Bisschen was aushalten, müssen Sie schon!«

Die Gestalt näherte sich unwillig. Ihre Plastiklatschen schmatzten über den Linoleum-Fußboden. Eine Hand packte meinen Arm, kalte Augen fixierten erst den Wehentropf, dann die Uhr.

»Machen Sie mal die Beine breit!«

Die kalten Augen bohrten sich zwischen meine Beine, dann wurde mit einem Stahlrohr in meinem Unterleib herumgestochert. Ich brüllte vor Schmerz.

»Die Maßnahme wird für heute abgebrochen.«

Alles in mir weinte vor Dankbarkeit. Sie würde mich jetzt losbinden. Die Folterung würde für heute eingestellt werden.

»Der Muttermund öffnet sich heute nicht mehr. Wir machen morgen weiter.«

»Ja, ja, danke, danke ...« Mir liefen die Tränen der Erschöpfung, der Demütigung, der körperlichen und seelischen Qualen über die Wangen und versickerten im groben Stoff des Kopfkissens, in das ich die ganze Zeit gebissen hatte, um nicht laut schreien zu müssen.

»Ich habe hier jetzt Feierabend. Aber Sie bleiben noch so lange am Wehentropf, bis die Flasche durchgelaufen ist.«

»Bitte machen Sie sie ab!«, flehte ich, »ich halte das nicht länger aus!«

»Ich habe gesagt, Sie bleiben so lange dran, bis sie durchgelaufen ist! Was glauben Sie, welchen Ärger ich bekomme, wenn ich ne angebrochene Flasche in den Müll werfe! Das ist Verschwendung von Volkseigentum!«

»Bernd«, wimmerte ich. »Hilf mir!«

»Ihr Bernd war eben da. Zur Vatistunde. Der konnte gleich wieder gehen. Sie haben es ja nicht hingekriegt. Ich habe ihm gesagt, er soll sich Zeit lassen und erst morgen wiederkommen.«

Die Plastiklatschen bewegten sich wieder schmatzend Richtung Tür.

»Hädicke? Morgen früh um sechs. Gleiche Stelle, gleiche Welle.«

Sie lachte, so als wäre ihr ein köstlicher Witz gelungen. »Schönen Abend noch!« Tick. Fünfundzwanzig Minuten nach fünf.

Wie aufrohen Eiern wankte ich wieder in die Dreierzelle, aus der mir sehr menschliche Gerüche entgegenströmten. Nach Schweiß, Blut, Neugeborenenstuhl. Elke hatte ihren Säugling im Arm und säuselte ihm verliebt zu: »René! Ja sag mal hallo, René! So ein Dickker, sag mal! Neun Pfund, da freut sich der Papa! Du kleiner Goldschatz, du ... Und die Oma freut sich auch.«

Jutta war noch im Kreißsaal.

»Herzlichen Glückwunsch!«, presste ich heiser hervor und strich dem dicken Neunpfänder liebevoll über die Glatze. »Mensch, das ist ja echt ein Brocken!«

»Ging ganz schnell«, sagte Elke stolz, in deren rechtem Auge ein Äderchen geplatzt war. »Wenn man erst mal weiß, wie es geht, presst man auch richtig. Es ist wirklich so, als würde man eine Melone scheißen. Tut zwar kurz höllisch weh, aber wenn du den kleinen Bengel dann im Arm hast, durchströmt dich ein Glücksgefühl ... Bombe sag ich dir! Übrigens war dein Bernd da.«

»Ich weiß.« Schüttelfrost überkam mich, und ich verzog mich zitternd und zähnenklappernd unter meine kratzige Bettdecke.

»Der hat vielleicht bedröppelt geguckt, als die Schwester gesagt hat, er kann gleich wieder gehen.«

Mir brach schier das Herz. Hätte ich doch nur drei Minuten sein Gesicht sehen, nur einmal seine Hand halten, nur einmal seinen Duft atmen dürfen. Was hätte ich jetzt nicht für ein tröstendes Wort, eine Aufmunterung, ein liebevolles Lächeln gegeben!

»Und bei dir?«

»Nüsch.« Ich hatte mir schon Elkes Tonfall angewöhnt.

»Ach, mach dir nüsch draus!« Elke schüttelte ihren René, damit er ein Bäuerchen machte. »Ist alles Übungssache. Beim Ersten tut man sich schwer.«

In diesem Moment wurde Jutta hereingerollt. Sie hatte ein gesundes Mädchen zur Welt gebracht und strahlte erschöpft, aber glücklich.

»Meine Susanne ist im Babyzimmer. Sie wird gerade gewaschen. Alles dran!«

»So, geben se her den kleinen Maxe ...« Die Schwester schob Jutta an ihren angestammten Platz neben der Heizung und schnappte sich ohne Vorwarnung René, der satt und erschöpft an Elkes Busen hing.

»Der kommt jetzt ins Kinderzimmer, und ihr macht hier das Licht aus.«

»Jawoll, Schwester.«

»Und Ruhe jetzt, klar? Nicht mehr lange rumgiggern. Wir sind hier nicht im Ferienheim!«

»Jawoll, Schwester.«

»Lasst die Hädicke in Ruhe. Die muss morgen früh um sechs wieder ran.«

»Geht klar, Schwester. Gute Nacht.«

Das Licht wurde ausgeknipst, und um mich herum wurde alles schwarz.

Nach kurzer Zeit hörte ich die beiden Wöchnerinnen leise schnarchen. Sie waren erschöpft, aber glücklich.

Ein stechender Schmerz durchzuckte mich.

Es war die nackte Angst.

Am nächsten Morgen um punkt sechs flog die Tür auf, mein Bett wurde von mehreren Schwestern hinausgerollt, ohne dass jemand auch nur das Wort an sie richtete. Ich hätte auch eine Mülltonne sein können, die routinemäßig nach draußen geschoben wird. Wieder wurde ich von kalten fremden Händen an den Wehentropf angeschlossen. In Erwartung der mir schon bekannten Schmerzen kniff ich die Augen zusammen. Da drosch auch schon die erste heftige Wehe auf mich ein, und meine Folter begann erneut.

Stunden über Stunden lag ich so da, meine Verzweiflung wuchs, meine Kräfte schwanden und damit auch jede Hoffnung auf baldige Erlösung. Niemand kümmerte sich um mich. Neben dem unbarmherzig langsamen Ticken dieser grässlichen Uhr waren die schmatzenden Schritte der hin und her eilenden Schwestern und Hebammen zu hören. Türen knallten, Befehle verhallten und die Schreie der Gebärenden drangen mal lauter, mal gedämpfter aus den umliegenden Sälen. Weil bei mir nichts voranging, hatte man mich einfach irgendwann auf den Gang geschoben, wo ich vor mich hin wimmerte.

Nein, diesen Tag würde ich nicht überleben. Und mein Baby ...? Was war mit meinem Baby? Wie entsetzlich musste es leiden? Das konnte doch nicht normal sein, dass man dieses winzige Wesen dieser tagelangen Tortur aussetze?

»Bitte, Schwester!« Meine Lippen waren staubtrocken.

»Keine Zeit!«

»Nur ein kleiner Schluck Wasser!«

»Sie sind noch lange nicht dran!«

»Bitte, helfen Sie mir!«

»Stellen Sie sich nicht so an!«

»Wann kommt denn ein Arzt? Bitte, ein Arzt?«

»Der Arzt kommt, wenn es losgeht. Bei Ihnen geht es noch lange nicht los.«

Jemand stieß aus Versehen an meine Pritsche, jede Erschütterung drohte mich schier zu zerreißen. Mein Baby wurde schwächer und schwächer, das fühlte ich. In einem ausgelaugten Mutterleib kann auch kein Baby mehr gedeihen. Ich musste, musste uns beide beschützen!

»HILFE!« War ich das? Hatte ich gerade so gequält geschrien?

»Also Sie STELLEN sich aber auch an! Schwester Ilse! Die Hädicke liegt hier schon den ganzen Tag auf dem Gang und jammert. Schauen Sie nach ihr!«

»Später, ich muss erst in Kreißsaal drei ...«

Schritte.

Türenknallen.

Die Uhr. Tick.

Durst. Meine Lippen waren schon aufgeplatzt.

Ein Arzt. Seine Umrise verschwammen vor meinen Augen. Bildete ich mir das nur ein, oder beugte er sich tatsächlich über mich? Zusammengekniffene Augen über dem Wehentropf. Blubb. Tropf. Tick. Die nächste Wehe. War es die Hundertste? Oder die Hunderttausendste? Dieser Schmerz. Dieses Stechen. So sehr ich mich auch nach einer erlösenden Ohnmacht sehnte – ich wusste, dass ich durchhalten musste. Meinem Kind zuliebe. Ich sah Sterne.

»Die Hädicke macht schlapp!«

»Schiebt sie mal ans Fenster. Die Luft hier ist aber auch zum Schneiden!«

»Ein Kaiserschnitt!«, wimmerte ich.

»Ah, die gnädige Frau wünscht eine Vollnarkose!« Hämisches Gelächter. Eine Hand riss das kleine vergitterte Fenster auf. »Wenn wir bei jeder Geburt, die ein bisschen länger dauert, einen Kaiserschnitt machen wollten ...! Außerdem: Heute passt es GANZ schlecht. Heute ist hier wirklich Hochbetrieb. Wären Sie mal gestern zu Potte gekommen!«

Niemand hatte Zeit für mich.

»Bitte! Ich sterbe!«

»So schnell stirbt es sich nicht.«

»Es zerreißt mich! Das kann doch nicht normal sein!«

»Stellen Sie sich nicht so an. Schmerzen bei der Geburt sind normal.«

»Bitte! Ich brauche Hilfe!«

»Jetzt nicht.«

Dann wieder Schritte.

Schichtwechsel.

Schreie aus den drei Kreislen.

Nur ich lag immer noch auf dem Flur. Mein Arm mit der Infusion hing schlaff aus dem Bett. Die nächste vorbeieilende Gestalt hielt ich am Kittelzipfel fest.

»Bitte, bitte, helfen Sie mir! Ich kann nicht mehr!«

»Jetzt passen Sie mal auf, Sie Nervensge!« Meine Hand wurde beiseitegeschoben. »Wenn der nächste Kreißsaal frei wird, schieben wir Sie rein. Bis dahin möchte ich von Ihnen nichts mehr hören.«

Ich verspürte den Drang, zu pressen.

Was hatte Jutta gesagt? »Melone scheißen.«

Ja, genau so fühlte es sich an. Jetzt würde das Kind aus mir herausrutschen. Mitsamt meinen Eingeweiden würde es jetzt aus mir hervorquellen. Aber es würde nicht mit dem

Kopf zuerst kommen. Mein Baby war jetzt wieder in Steißlage. Die Händchen und Füßchen schienen schon lange herauszuhängen. Doch der Kopf wurde von den furchtbaren Kontraktionen, die mich im Dreißigsekundentakt heimsuchten, schier zerquetscht.

Plötzlich spürte ich ein Ruckeln: Man schob mich in den Kreißsaal. Überall Blutspritzer, Kot, Fruchtwasser. An den Wänden, auf den Bodenfliesen. Man hatte sich nicht mehr die Mühe gemacht, sie aufzuwischen. Ein Hörrohr glitt suchend über meinen prallen Bauch.

»Ruhe jetzt!«

»Ich höre nichts.«

Nur das panische Brummen einer fetten Fliege, die sich hier hereinverirrt hatte, war zu vernehmen.

»Keine Herztöne?«

»Pssst!«

Die Fliege nahm ihren Überlebenskampf wieder auf.

Jetzt sah ich sie. Sie war in der beängstigenden Lampe gefangen, die man auf meinen Unterleib gerichtet hatte. Sie verschmorte an der Glühbirne. Es roch schon verkohlt.

Vor lauter Panik war ich wie gelähmt. Mein Kind war tot.

»Alle mal hierher zur Risikogeburt!«

»Hädicke in Kreißsaal drei! Ein Notfall!«

Mehrere Türen flogen auf, grüne und weiße Kittel wehten herein, ein ganzes Ärzteteam schien sich plötzlich für mich zu interessieren. Hände wurden noch im Laufen desinfiziert.

Auf einmal hatten sie Zeit für mich. Auf einmal war ich wichtig.

Aber es war zu spät.

Waren es sechs Hände, Arme, Ellbogen oder acht, die da plötzlich auf meinen Bauch drückten?

Wie viele Menschen zerrten da an meinen Beinen, spreizten und drückten sie in die kalten Eisenbügel?

Die Fliege war verstummt. Ich hörte nur noch mein eigenes Röcheln. Der Schmerz war so unerträglich, dass ich mir die Lippen blutig biss.

Jemand schob mir einen Handtuchzipfel in den Mund.

»Darauf beißen. Tapfer sein. Gleich haben wir es. Da, Vorsicht! Jetzt, zu-gleich!«

Auf einmal schossen ein Schwall Blut, Fruchtwasser, Eingeweide oder was auch immer aus mir heraus, und man ließ von mir ab.

Ein glitschiges, winziges Etwas wurde hastig neben mir auf einen Untersuchungstisch gelegt.

Ich war unendlich erleichtert. Es war vorbei. Vor meinen Augen flimmerte es. Geblendet von der riesigen Lampe, versuchte ich mit letzter Kraft den Kopf zu drehen. In Richtung des Kindes, das da auf dem Untersuchungstisch lag. Mein Kind. Ich hatte es geboren.

Warum schrie es nicht? Warum gab es keinen Laut von sich? Was machten sie bloß mit ihm?

Ein grauhaariger Männerkopf beugte sich über das leblose Bündel und versuchte, es zu beatmen.

»Los, noch mal, schneller!«

Was taten sie da?

»Es hilft nichts.«

»Doch. Versuchen.«

Um Himmels willen, versuchten sie mein Kind ... wiederzubeleben?

»Sauerstoffmangel.«

»Hat viel zu lange gedauert.«

»Ruhig! Die Patientin hört mit!«

Ich stand unter Schock. Der Schüttelfrost von gestern stellte sich wieder ein, meine Zähne klapperten, Arme und Beine zitterten. Jemand warf eine Decke über mich.

Völlig entkräftet musste ich mitansehen, wie die Ärzte und Hebammen versuchten, mein Kind zu retten.

Bitte!, hämmerte es in meinem Kopf. Holt es ins Leben zurück! Es muss leben! Es darf nicht tot sein! Es ist mein Kind! Unser Kind! Wir haben so lange darauf gewartet! Es muss leben. Es muss, es muss, es muss! Tut was! Ihr seid die Spezialisten. Ihr habt die ganze Zeit gesagt, alles sei normal. Die Schmerzen, die Krämpfe, zwei Tage lang Wehen. Ihr müsst es retten. Ihr habt die Verantwortung. Ich habe getan, was in meiner Macht stand.

Die Ärzte sprachen nicht mit mir. Niemand sprach mit mir. Ich war die Gebärmaschine, die jetzt nicht mehr gebraucht wurde.

Das stumme Bündel wurde hastig in warme Decken gehüllt. Jemand brachte es im Eilschritt fort. Ich wusste nicht, ob es ein Mädchen oder ein Junge war.

Ich wusste nicht, ob es lebte.

Der Saal leerte sich.

Die Fliege in der Lampe war nur noch ein kleiner schwarzer Fleck.

Ich war allein.

Wie beerdigt man eine Totgeburt? Beerdigt man sie überhaupt? Oder werfen sie mein Kind gleich hier vor Ort in irgendeinen Eimer?

Tick. Fünf Uhr zwanzig.

Wen laden wir zur Beerdigung ein?

Tick. Fünf Uhr einundzwanzig.

»Was für einen Namen geben wir dem ... Es?«

Tick. Fünf Uhr zweiundzwanzig.

Wie soll ich das nur Bernd beibringen, meinem geliebten Bernd? Wie soll ich nur in sein liebes, hoffnungsfrohes Gesicht sehen? Wie soll ich ihn trösten?

Tick. Fünf Uhr dreiundzwanzig.

Können wir uns einen Grabstein leisten? Was sollen wir darauf schreiben? Geburts- und Sterbedatum an einem Tag?

Plastiktüte oder Sarg? Gibt es so winzige Säрге?

Tick. Fünf Uhr vierundzwanzig.

Ich lag nach wie vor im Kreißsaal. Jetzt war sicher wieder Vatistunde. Bernd! Vielleicht saß er arglos plaudernd bei Jutta und Elke? Betrachtete deren Babys, diese runden, gesunden Wonnepropfen? Wartete er auf mich? Auf uns? Hatte er Blumen dabei? Ging er davon aus, dass ich jeden Moment erschöpft, aber glücklich mit einem niedlichen Bündel im Arm in das Zimmer geschoben wurde?

Tick.

Volle zwei Stunden ließ man mich im Kreißsaal liegen, wie eine kaputte Puppe.

Vielleicht war ich selber schon tot?

Irgendwann ruckelte meine Pritsche, und ich roch Desinfektionsmittel.

»Schwester? Was ist mit meinem Kind?«

»Keine Ahnung. Meine Schicht hat gerade erst angefangen.«

»Aber irgendjemand muss mir doch Auskunft geben können!«

»Wenn es was Interessantes gibt, werden Sie es schon erfahren.«

»Lebt mein Kind?«

»Woher soll ich das wissen? Ich sagte doch gerade, dass meine Schicht soeben erst begonnen hat.«

»Wie spät ist es?«

»Was SIE aber auch alles wissen wollen! Bitte, obwohl ich nicht die Zeitansage bin: Es ist zwanzig nach sieben.«

Die Tür zu unserem Zimmer wurde mit Hilfe meiner Pritsche unsanft aufgestoßen, Elke und Jutta starrten mich erwartungsvoll an.

»Da biste ja endlich!«

»Meine Güte, das HAT aber gedauert!«

»Packt mal mit an hier! Und quatscht keine Opern!«

Zitternd kletterte ich von der Pritsche und legte mich in das schmale Bett. Braunes Blut rann mir an meinen Beinen hinab.

»Und?«

»Nüsch?«

»Na los, erzähl! Wo ist es?«

»Lasst sie in Ruhe!«, befahl die Schwester, die die Pritsche wieder aus dem Raum schob. »Sie weiß nichts.«

»Du weißt es nicht? Was soll das heißen?«

»Mädchen oder Junge?«

Ich starrte an die Decke.

»Mensch, Jutta, det is nicht juht jejangn!«

»Scheiße, ne Missjeburt!«

»Oda isset tot?«

»Halt doch die Klappe, Jutta! Lass se heulen!«

Endlich konnte ich weinen. Eine Flut von Tränen quoll mir aus den Augen, strömte meine Wangen hinab und versickerte in dem groben Kopfkissen.

Ein Übelkeit erregender Geruch drang mir in die Nase. Ich sah etwas Graues, Ekliges auf einem Teller.

»Willste ne Frikadelle? Wir ham dir eine übrig gelassen.«

»Mensch Jutta, die will doch jetzt diesen Fraß nicht!«

»Dat aber auch keiner wat erklärt, wa?!«

»Keiner von den Herren Doktoren oder Schwestern bequemt sich mal hier rein. Lassen se die arme Angela hier total im Ungewissen!«

»Die arme Frau hat sich zwei Tage lang gequält und weiß nicht mal, ob und was se geboren hat.«

»Heult sich die Augen aus, das arme Ding. Wenigstens ne Beruhigungsspritze könnten sie ihr geben.«

»Volkseigentum. Wird nicht verschwendet.«

»Frechheit ist det.«

»Mensch Jutta, halt die KLAPPE! Was, wenn hier einer mithört? Kann man nie wissen, ob hier drin nicht ne Wanze ist.«

»Meiner Schwägerin ist das passiert. Die haben sie noch im Wöchnerinnenzimmer abgehört.«

»Der ihr Mann war aber auch ein Parteigegner.«

»Wat issen det da anner Decke?«

»Ach det ist bloß ne tote Fliege.«

»Halt die Klappe, da kommt jemand!«

Es klopfte. Leise und zaghaft.

Das war nie und nimmer ein Arzt oder eine Schwester. Die rissen immer ohne anzuklopfen die Tür auf und bellten ihre Befehle.

Als ich sah, wie rücksichtsvoll die Tür geöffnet wurde, schöpfte ich neue Hoffnung. Ein winziger Lichtstreif erschien am Horizont. Das Leben ging weiter. Ich war noch nicht tot. Es war Bernd.

Er nahm mich einfach nur fest in die Arme und ließ mich weinen. An unseren Gesichtern sah er sofort, dass etwas nicht stimmte.

Jutta und Elke versuchten sofort, sich unsichtbar zu machen. Sie drehten sich zur Wand und rührten so leise wie möglich in ihren Teebechern.

»Pass auf, Liebes, du warst so tapfer. Ich bin stolz auf dich, egal was passiert ist. Wir gehen jetzt zum Arztzimmer und fragen, was los ist. Fühlst du dich in der Lage, aufzustehen?«

»Ach Bernd, mir war noch nie im Leben so elend ...«

»Komm mein Herz. Ich stütze dich. Wir stehen das gemeinsam durch.«

»Ich habe so entsetzliche Angst, Bernd. Was, wenn es tot ist?«

»Wir müssen jetzt stark sein. Kannst du die Kraft aufbringen?«

»Wenn du es schaffst ...«

Bernd hob mich vorsichtig aus dem Bett und stellte mich auf die Beine. Ich zitterte am ganzen Leib. Liebevoll legte er

mir den alten Bademantel um die Schultern, den Mutti ihm mitgegeben hatte.

»Komm. Ein Bein vor das andere.«

»Ich blute.«

»Das ist egal. Das wischen die auf.«

»Ich schäme mich so.«

»Das musst du nicht.«

»Ich habe alles falsch gemacht ...«

»Blödsinn, du bist meine Frau, und ich liebe dich. Und jetzt schauen wir nach unserem Kind.«

Noch ganz unsicher auf den Beinen, tappte ich am Arm meines Mannes über den inzwischen stockdunklen Flur. Nur eine Notlampe brannte. Die Vativunde war längst vorüber. Bernd würde Ärger bekommen. Doch er hatte so etwas Entschlossenes im Blick. Er war stark. Allein seine Anwesenheit, sein vertrauter Duft ließen mich einen Schritt vor den anderen setzen.

Mein Bauch war leer, ausgeleiert. Trotzdem fühlte ich mich nicht leicht. Ich schleppte mich mühsamer vorwärts als noch während der Schwangerschaft.

Das Arztzimmer lag am Ende des langen dunklen Ganges.

Unsere Schritte hallten auf dem Linoleumfußboden wieder. Es roch nach billigem Bohnerwachs.

Vor dem Arztzimmer blieben wir stehen. Mein Herz raste.

Bernd nahm mein Gesicht in seine Hände und zwang mich, ihm in die Augen zu sehen.

»Egal, was kommt«, sagte er heiser. »Ich liebe dich, und wir stehen das zusammen durch.«

»In Ordnung.«

»Bist du bereit?«

Ich nickte stumm.

Bernd klopfte.

In einer muffigen, fensterlosen Stube, von deren Wand natürlich Genosse Honegger lächelte, saß ein junger blasser Arzt an seinem Schreibtisch. Vor ihm türmten sich Akten und Unterlagen, in denen er gerade blätterte. Er war sehr überrascht, dass es jemand wagte, in sein Reich vorzudringen.

»Detlev Brüseke, Arzt in Ausbildung« stand auf dem Schild an seinem Kittel.

»Was wollen Sie denn hier?«

»Meine Frau hat heute ein Kind geboren.«

Der Arzt zog fragend eine Augenbraue hoch.

»Und deshalb schauen Sie hier einfach mal vorbei, ja? Und halten einen Arzt von seiner Arbeit ab?«

Die Stimme des jungen Arztes war unangenehm hoch.

»Wir wollen wissen, was mit unserem Kind ist.« Bernd straffte die Schultern.

»Name?!«

»Hädicke.«

Der Arzt zuckte kurz zusammen. Er schien etwas zu wissen, brachte sich jedoch schnell wieder unter Kontrolle.

»Meine Schicht hat erst um sechs angefangen«, schnarrte er unbeteiligt.

»Aber da liegen doch die Unterlagen ...« Bernd machte einen forschen Schritt nach vorn. Auf einem der grauen Aktendeckel stand unser Name. »Hädicke.«

»Aha«, sagte der Arzt unangenehm berührt. »Finger weg, ja?«

»Bitte geben Sie uns Auskunft«, bettelte ich wie ein kleines Kind. »Wir wissen ja noch nicht einmal, ob unser Baby noch am Leben ist!«

Der Arzt ließ sich dazu herab, in der Akte zu blättern. Betont langsam leckte er an seinem Zeigefinger, blätterte weiter und schien die Notizen seiner Kollegen nur mit Mühe entziffern zu können. Dann warf er die Akte lässig auf den Schreibtisch.

»Obwohl es nicht zu meinen Pflichten gehört, hier Privatprechstunden abzuhalten, wollen wir mal eine Ausnahme machen.«

Mir lief das Blut die Schenkel herunter, aber der Arzt bot mir keinen Stuhl an. Mit schweißnassen Händen klammerte ich mich an Bernd.

»Es ist ein Mädchen. Fünf Pfund und sechzehn Gramm, vierundvierzig Zentimeter ...«

Bernd und ich starrten uns überrascht an.

»Anja!«, entfuhr es mir. Es war ein ungläubiger Aufschrei, ein fragender Jubel.

»Das heißt ... es lebt?!«

»Ja, ja, das haben die Kollegen hingekriegt. Es lebt.« Der Arzt fuhr sich mit dem Bleistift über seine Stoppelfrisur. »Es war eine schwere Geburt, aber das wissen Sie ja selbst.«

Er schaute mich halb mitleidig, halb spöttisch an. »Hat ja eine Zeit gedauert. Da hatte das Kind Sauerstoffprobleme. Auch das werden Sie ja wohl mitgekriegt haben.«

»Ja«, stammelte ich, hin und her gerissen zwischen Schuldgefühlen und neu aufkeimender Hoffnung. Meine Knie zitterten, mein Mund war trocken. Ich musste mein Kind nicht ... beerdigen? Ich würde es möglicherweise mit nach Hause nehmen dürfen?

»Sie meinen, es ist soweit alles in Ordnung?«

Das kam von Bernd, der versuchte ruhig zu bleiben.

»Na ja, das ist ein dehnbarer Begriff. Aber für Sie als Laien können wir das mal so stehen lassen.«

»Was heißt das? Gibt es also doch Schwierigkeiten?«, fragte Bernd.

»Das wird schon!«, sagte der junge Arzt gönnerhaft. »Das Kind wird gerade stabilisiert, alle Werte werden gemessen, dann muss es sich erholen. Soweit ich weiß, liegt es in einem Wärmebettchen ...«

»Dürfen wir zu ihm?!«

War ICH das? Hatte ich es gewagt, den Arzt zu unterbrechen?

»Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?«, kam unwirsch die Antwort. »Ihr Mann dürfte längst nicht mehr hier sein!«

»Bitte!«, flehte ich unter Tränen. Da ich kein Taschentuch dabei hatte, wischte ich mir die Nase hilflos am fleckigen Bademantelärmel ab. »Bitte! Nur ausnahmsweise!«

»Wir braten hier keine Extrawürste.«

»Nur ein kurzer Blick. Nur eine Sekunde ...«

Wie auf Kommando flog die Tür auf, und zwei Schwestern starrten uns böse an. Natürlich. Wir waren abgehört worden.

»Na, das darf doch wohl nicht wahr sein! Wen haben wir denn da?«

»Die Vatistunde ist längst vorbei!«

»Machen Sie, dass Sie rauskommen, junger Mann! Und Sie, junge Mutti, ab ins Bett!«

»Aber ... In diesem besonderen Fall ...«

»Hier GIBT es keinen besonderen Fall. Hier gelten für

alle dieselben Regeln. Muttis ins Bett, Vatis nach Hause. So. Ab.«

Die Schwester wies in Richtung Ausgang und stieß einen befehlenden Pfiff aus.

Wir fühlten uns wie Kinder, die etwas angestellt hatten.

Bernd wurde regelrecht von meiner Seite gerissen und hinaus auf den Gang gestoßen.

»Ich liebe dich!«, rief Bernd mir im Davontaumeln zu. »Morgen komme ich wieder! Schlaf gut! Das wird schon, mein Schatz!«

Ich zog fröstelnd den Bademantel enger und trollte mich in die andere Richtung. Auf meinem Zimmer lag ich die ganze Nacht wach. Mein armer Bernd. Wie es ihm jetzt wohl ging? Wir hätten einander jetzt so gebraucht! Juttas und Elkes Atemzüge ließen das winzige Fenster beschlagen.

Ich hatte eine Tochter.

Sie hieß Anja.

Ich wusste nicht, wie sie aussah.

Ich wusste nicht, ob sie gesund war.

Ich wusste nicht, was werden würde.

Es war die schrecklichste Nacht meines Lebens.